



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von einem Serben: Genrebilder aus den Südslavenländern. 3. : Die
griechisch-slavische Kirche.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Genrebilder aus den Südflavcnländern.

Von einem Serben.

3.

Die griechisch-slavische Kirche.

Der größte Theil der Südflaven, das ganze serbische Volk in Oestreich und in der Türkei und die Bulgaren bekennen sich zur griechisch-russischen Kirche, welche thatsächlich das Element der Vermittelung und Einigung zwischen den zwei geistesfrischesten und kräftigsten slavischen Volksstämmen bildet. Ist es daher schon aus dieser Rücksicht eine interessante Aufgabe, die Entwicklung dieser Kirche zu erörtern, so wird sie noch interessanter durch den Umstand, daß wir hierin das einzige Beispiel der neuern Geschichte vor uns haben, daß das Volk die Entwicklung der Kirche schuf, diese nationalisirte und das Wesen der Religion mit seiner eigenen historischen Existenz vollkommen identificirte.

Wollte man die slavische Volksauffassung der Religion definiren, so käme man dabei mit den Kategorien Glauben und Wissen durchaus nicht zurecht; denn die Religion ist dem Volke keine supernaturalistische Theorie, sondern eine mit der Nationalität und dem Volksleben zusammenfallende Aeußerung seines Wesens. Die Religion unterscheidet den Russen von dem Tataren, den Serben und Bulgaren vom Türken, nicht als Dogma, sondern als Nationalitätsbewußtsein. Der russische Bauer, also der wahre Russe, wie der Serbe, nennt sich nicht anders als „Kristijanin“, Christ, wohlgemerkt als Bekenner der griechisch-slavischen Kirche, da die Masse beider Völker sich ausschließlich zu dieser Kirche bekennt.

Zu dieser Nationalisirung der griechischen Kirche bei den Slaven haben hauptsächlich drei Momente beigetragen: die nationale Liturgie, um welche die Slaven der römischen Kirche Jahrhunderte lange Kämpfe mit dem Papstthum geführt haben, die Unabhängigkeit der Kirche von einem auswärtigen Oberhaupte, wodurch der Entwicklung der Nationalkirchen ein größerer Spielraum gegeben, und in kurzer Zeit (bei den Russen unter dem Großfürsten Jaroslaw Wladymirrowitsch und bei den Serben unter dem Könige Stewan Prwojentschany) durch Gründung unabhängiger Metropolen und Patriarchate ein natürlicher Mittelpunkt gegeben wurde; endlich die sociale Stellung des Priesters, welcher als Gatte und Vater stets ein Mitglied der Gesellschaft blieb, in welcher er lebte. Deshalb konnte sich niemals bei den Serben ein außerhalb der Gesellschaft stehender Klerus, kein Mönchthum entwickeln, und, da die Bischöfe aus diesem Grunde beinahe stets Fremde waren, welche sich nicht mit dem nationalen Elemente vereinigen konnten, konnte auch das Episkopat keine feste Wurzel fassen, so daß die Volkskirche, wie die politische Gesellschaft, vollkommen demokratisch in ihren Grundlagen geblieben ist. Das Volk betrachtet die Bischöfe als ganz außerhalb der Kirche

stehend, ja es sieht sie kaum als Christen an, wie das Sprichwort: „Unsere Bischöfe sind Türken“ scharf genug ausdrückt. Daß man den Vladyka von Montenegro als religiöses und politisches Oberhaupt seines Volkes nicht in die Kategorie der übrigen Bischöfe einreicht, bedarf kaum der Erwähnung.

Das Volk faßt die Kirche noch heute im Sinne der alten Ecclesia als religiöse Gemeinschaft der Nation auf.

Man würde sehr irren, wenn man die dogmatischen Werke der griechischen Kirche auch als religiösen Kanon der slavischen Kirche ansehen wollte. Viele Spuren der alten heidnischen Naturreligion haben sich noch heute erhalten und mit dem neuern Christenthume organisch verschmolzen. Heute noch ist die erscheinende Natur dem Volke nicht ein Product, sondern eine Lebensäußerung des höchsten Wesens, und einzelne merkwürdige Erscheinungen des wiederkehrenden Jahres sind christliche Feste geworden, deren Feier aber, wie die des Weihnachtsabends, des Georgs- und Johannistages, Herrn Hengstenberg und seine Freunde schwerlich erbauen würde.

Hier giebt es keine Ascetik, keine „christliche Selbstentäußerung“, keine Mystiker, keine Jongleurs, keine übermenschlichen Heiligen; die Heiligen, die man feiert, sind nicht kanonisiert, sie sind Menschen wie die heutigen, nur durch die Volkspoesie verklärt, es sind entschlafene Hausfreunde, deren Andenken man in der Familie erhalten will. Cäsar, der letzte Serbenzar, Milosch Obilitch der Säger-Held, Iwo Brnojewitsch der Ahnherr der Brnogorer, gelten beim Volke für eben so gute Heilige, als der heilige Nikola, Iowan, oder Ilija. Wer für das Kreuz gegen den Halbmond fiel, hat den legalsten Anspruch auf den Heiligen-Titel. So haben sich auch im Volke echt nationale Taufnamen erhalten; Stojan, Milosch, Bogdan, Milivoj, Milorad u. a. sind eben so orthodoxe Namen, als jene der Apostel.

Nicht minder mußten sich die Ceremonien — sonst ein bedeutender Theil des orientalischen Kirchenwesens — den Umständen anbequemen, und erscheinen in manchen Gegenden sogar auf ein bedenkliches Minimum reducirt. Hier nur ein Beispiel. In einem kleinen Grenzbezirke an der bosnischen Grenze, der vor einigen Jahrzehenden, wie es scheint, ohne alle diplomatische Unterhandlungen an die Militairgrenze gekommen ist, sind die meisten älteren Leute gar nicht getauft, da es in dieser Gegend zur Türkenzeit keine serbischen Priester gegeben hat. Man befragte einige dieser Leute darüber, und wollte die Ceremonie nachträglich vornehmen; sie lehnten es jedoch aufs Entschiedenste ab und sagten: „Unsre Väter und Großväter waren auch nicht getauft und waren doch gute Kristyani — warum sollten wir uns in unsren alten Tagen taufen lassen? Werden wir dadurch bessere Christen, als wir jetzt sind? Wir ließen unsre Kinder taufen, weil es das Gesetz so will und wir es thun mußten, aber wir sehen nicht, daß sie bessere Christen seien als wir.“ Man ließ die alten Heiden ge-

währen. — Solche Fälle giebt es in Bosnien eine Unzahl, ohne daß die Religiosität dadurch Schaden erlitten hätte.

Hier zeigt sich wieder einer der principiellen Unterschiede zwischen orientalischem und occidentalischem Kirchenwesen. Die Differenzlehren in der Dogmatik beider Kirchen sind jetzt Nebensache; ob der heilige Geist vom Vater allein oder vom Vater und Sohne zugleich ausgehe, ob es ein Fegefeuer gebe oder nicht, interessiert Niemanden im Volke, „da man es doch nicht wissen könne.“ Man rege aber die Frage vom Papstthum, vom Eölibate, von der Liturgie an, und man wird sehen, daß auch der gemeine Mann das Wesen seiner Kirche begreift. In Allem praktisch, verlängnet er diesen Sinn auch auf kirchlichem Gebiete nicht; es giebt aber keine Macht auf Erden, welche ihm gegen seinen Willen etwas aufnöthigen könnte.

Bekanntlich ist es den durch das „Collegium de propaganda fide“ unterstützten Bestrebungen des Jesuitismus gelungen, einige Tausende der bosnischen Serben zum Katholicismus hinüberzuziehen. Da es hier galt, jeden Zoll Terrain der Nationalkirche abzukämpfen, ließ man es weder an Geld noch guten Worten, noch an mancherlei Liebeswerken fehlen, und suchte vor Allem den Haß des Osmanenthums gegen die slavische Kirche auszubeuten. Dadurch also, daß der Katholicismus dem Islam gegenüber die demüthigste Stellung einnahm, entstand zwischen den Türken und dem katholischen Klerus eine ganz eigenthümliche entente cordiale. Sei es nun, daß die türkischen Machthaber die intensive Kraft der Nationalkirche begriffen und im Katholicismus ein gefügiges Werkzeug zur Bekämpfung jener gefunden zu haben glaubten, oder daß sie durch den hierdurch entstehenden religiösen Zwiespalt beide Theile durch sich selbst aufzureiben hofften: kurz, es geschah, daß sich der Katholicismus einer außerordentlichen Begünstigung Seitens der Osmanen zu erfreuen hatte. Der Erfolg dieser Bestrebungen war aber nicht dauerhaft, denn der Katholicismus macht jetzt nicht nur keine Fortschritte, sondern wird langsam, aber sicher, von der gräcoslawischen Kirche absorbiert. Wenn man den Charakter des Osmanen kennt, wird man dessen Urtheil über den Katholicismus leicht begreifen, und was Fallermayer über dessen Stellung im Orient überhaupt sagt, gilt in erhöhtem Grade für die slavischen Provinzen der Türkei.

Auf der andern Seite ist die Nationalkirche Schritt vor Schritt mit der Weltanschauung des Volkes fortgegangen; sie ist dem Volke Poesie, wie seine Heldenlieder. Auch diese, der beste Ausdruck der christlich-nationalen Weltanschauung des serbischen Volkes, sind von dem Zauber des frischen Geisteslebens der Gegenwart durchdrungen; Kraljewitsch Marko, Milosch Obilitsch, Zar Lasar sind Gestalten, in welchen sich nicht sowol die Vergangenheit, als die Gegenwart des serbischen Volkes verkörpert. Die Vergangenheit geht im Liede nicht über das Gestern zurück, und lebt im Volksbewußtsein von Heute als Begeisterung,

Hoffnung und Zuversicht für die Zukunft auf. Das Kreuz, für den Westen eine düstere Reminiscenz, ist für den Serben das Symbol der Vergangenheit und zugleich das Banner der Zukunft.

Natur und Volksleben sind in dieser Entwicklung des religiösen Bewußtseins nicht wie im Westen feindliche, einander ausschließende Gegensätze, sondern organisch gegliederte Momente desselben geworden. Die Kirche mußte beide in sich aufnehmen, und ihr Verdienst besteht in der so glücklich vollbrachten Versöhnung derselben. Dieses Factum ist nur dadurch zu erklären, daß die Kirche die Entwicklung des nationalen und religiösen Bewußtseins zu ihrer eigenen machte; denn nur so konnte es geschehen, daß zwischen dem religiösen Bewußtsein des Volkes und der Kirche kein Bruch entstand, welcher sonst eine nothwendige Folge des Stillstandes der letztern und der Fortentwicklung jenes gewesen wäre.

So aber hat sich beim serbischen Volke eine echt christliche Weltanschauung gebildet. „Fleisch und Geist sollen einander nicht bekämpfen, weil sie sich doch nicht aufreiben dürfen, sondern sollen nach Gleichgewicht streben und die Harmonie suchen, in welcher einzig ihre Existenz denkbar und wirklich ist“, schrieb der entschlafene Bladyka von Montenegro, selbst ein Kirchenfürst, an einen Freund, der ihm die Vortheile der alten Askese vorzustellen gesucht hatte. In diesem Satze ist einer der charakteristischsten Punkte der Kirchenlehre im Sinne des Volksglaubens gelöst.

Das Christenthum ist in allen Lebenssphären des serbischen Volkes populärisirt. Deshalb ist hier kein Raum für occidentalische Doctrinen, mögen sie nun kirchliche oder philosophische sein. Was hier auf religiösem Gebiete entsteht, muß dem Volksthum entsprechen, wenn es bestehen soll; andererseits ist aber keine Wirkung auf das Volk nachhaltig, wenn sie nicht durch das religiöse Element vermittelt wird. Nur durch die gleichzeitige Wirkung beider können die schlummernden Kräfte des serbischen Volkes geweckt, entfaltet und zu historischer Activität geführt werden.

Ich nannte die griechisch-slavische Kirche das Element der Vermittelung und Einigung zwischen den zukunftgewissesten slavischen Stämmen; ich wiederhole dies mit dem Beisatze, daß sie der Idee des Slaventhums Fleisch und Blut verliehen hat, und daß dieser kühne Gedanke nur durch sie verwirklicht werden könnte.

Es ist nur die einfache Consequenz dieser Ansicht, wenn die slavische Parte bei den Russen und Serben in allen ihren Bestrebungen zuvörderst auf die Kirche steht, und diese für sich zu interessiren sucht. Im Jahre 1848 geschah es noch, daß ein greiser slavischer Kirchenfürst, der Patriarch Rajatschitsch, das Schlachtenbanner ergriff, und die Krieger seines Volkes zum Siege führte; es wäre wol auch ohne ihn geschehen, was geschehen ist, aber das Bedeutungs-

volle des Actes liegt darin, daß dadurch die Kirche selbst den Kampf gegen die Fremdenherrschaft aufnahm und in dem Serbenlager ihre Altäre aufschlug. Der englische Consul in Serbien, Herr von Jonblanc, der witzige Exredacteur des „Examiner“, machte zu jener Zeit manches scharfe Epigramm. Man erzählte sich, daß der Patriarch durch ein ganzes Jahr in keiner Kirche gewesen. Im Sommer 1849 verweilte er in Semlin und ging eines Tages in die Kirche. „Seine Heiligkeit“, bemerkte Herr von Jonblanc zu einem bekannten serbischen Geistlichen, „scheint dieses Gebäude nicht zu kennen: es ist keine Caserne.“ „Seien Sie unbesorgt“, erwiderte der Archimandrit, „er ginge auch in diesem Falle nicht irre, denn jedes Serbenlager ist eine eben so gute Kirche als diese.“

Der Serbe hält auf das religiöse Ceremoniel, wie gesagt, nicht viel; er ist weder ein fleißiger Kirchengänger, noch liebt er Beichte oder Predigt, und läßt sich von seinem Geistlichen die Hölle nicht heiß machen. Ein Geistlicher ließ es sich angelegen sein, seiner Gemeinde die Folgen der Sünde recht deutlich zu machen, und sprach von den Strafen nach dem Tode. „Wäre es so“, sagte einer der Zuhörer laut, „dann hätte es auch der Papa nicht besser als wir — Gott vergebe ihm die sündhafte Rede.“ Ueberhaupt wird jedes Wort des Priesters streng controlirt, und wehe ihm, wenn er sich eine Blöße gegeben; darüber cursiren hunderte der pikantesten Anekdoten. Aber so streng der Serbe seinen Priester beurtheilt, so wenig würde er es dulden, daß dies ein Andersglaubender thäte; nur sich hält er in eigenen Angelegenheiten für den competenten Richter, und mag von keiner fremden Intervention hören.

Was den Klerus betrifft, so ist dieser Nichts weniger, als eine bevorrechtete Kaste. So lange der Priester am Altare steht, ist er Priester, und wird auf das Ehrerbietigste angehört; sobald er aber den Segen gesprochen und das Kirchenkleid abgelegt hat, hat seine kirchliche Autorität aufgehört, und, wenn er nicht eines persönlichen, wie menschlichen Ansehens genießt, bekümmert sich das Volk um ihn nicht mehr, als um jeden Andern aus seiner Mitte. Die Soutane macht hier den Geistlichen so wenig, daß in der Znagora z. B. nur die wenigen Mönche sich ihrer bedienen, während die übrigen Priester gleich dem Volke in der Nationaltracht und in vollem Waffenschmucke daherschreiten.